

Handweberei Hohenhagen

Die Eröffnung

In die miteinander verbundenen und wieder, wie bei ihrem Bau vor mehr als 300 Jahren mit schmuckem Äußeren versehenen Giebelhäuser an der Martinistraße zog am Mittwoch nachmittag ein Kreis geladener Gäste zur Eröffnung des in der gestrigen Ausgabe der Bremer Nachr. eingehend beschriebenen Handwebereibetriebes Hohenhagen. Man versammelte sich in der so überraschend feierlich wirkenden alten Wohnstube, und hier richtete der Gründer des aus dem Oberhagener Kleinbetriebe heraus geborenen, dreifach so großen Bremer Kunsthandwerklichen Unternehmens

Generalkonjunkt Roselins

eine Ansprache an seine Gäste, in der er sagte:

Wir leben im Zeitalter der Maschine. Als Sir Warren Hastings im 18. Jahrhundert 30 000 indischen Frauen den Daumen wegschneiden ließ, um der englischen Maschinenarbeit den Sieg über die Handarbeit zu schaffen, begann der Kampf. Heute ist eine zwangsweise Ausschaltung der Handarbeit nicht mehr nötig. Die Maschine hat auf der ganzen Linie gesiegt. Man kann mit Recht die Frage stellen: Hat nicht die Maschine mehr als die Handarbeit, hat sie nicht auch uns Menschen befreit? Sind wir nicht die Sklaven der Maschine geworden? Und der Erfolg? Zu wenig Arbeit für zu viele Menschen. Zu viel billige Ware und doch zu teuer für die, welche keine Arbeit haben. Als es noch keine Maschinen gab, war die Ware teurer, und die Menschen hatten trotz voller Arbeit wenig, aber gute Ware. Ein Tuchweber gab noch vor 70 Jahren 20 Jahre Garantie für die Haltbarkeit seines Tuches.

Ein Schraubenschlüssel aus der Renaissancezeit ist ein kleines Wunderding der Schmiedekunst; er trug den geistigen Stempel seiner Zeit. Heute fordert die Maschine letzte Sachlichkeit und Zweckmäßigkeit — jeder Gegenstand hat seine Form — nur die eine durch die Maschine geforderte Zweckmäßigkeitsform. Man nehme die Zeitung unseres Deutschen Werkbundes zur Hand: „Die Form“. Man sieht dort nur noch Häuser und Einrichtungen dieser Häuser, die Maschinengeschmack haben. Jede Verzierung, jeder Schmuck wird als nicht sachlich und nicht formgemäß abgelehnt. Wir vom Werkbund sagen uns: Haben wir erst wieder die Form, so findet sich die Ausschmückung von selbst. Doch steht letzten Endes hinter der Geometrie die Maschine; sie verlangt höchste Nutzbarkeit. Deshalb Tod allem, was diesem Zweck im Wege steht. Architekt und Maschinenbauer wird eins, und da kein Architekt anders bauen kann, als sachlich, formgemäß, der höchsten Nutzung entsprechend, müssen alle überein bauen.

Es wird hier oder da etwas dauern, bis man die höchste und letzte Form gefunden hat. Die Handschrift des Architekten fällt aus. Sie ist nicht sachlich, nicht formgemäß. So wird dann wieder eine Rationalisierung nötig. Wir brauchen weniger Architekten. Wir arbeiten billiger.

Und nun gar die Kunst! Was sollen wir denn mit diesem völlig, jeder vernünftigen Maschine hohnsprechenden Gewerbe anfangen? Die Kunst wird auch mit dem Verstande nicht immer erfasst werden. Die Kunst gehört in das Bereich des Gefühls. Nun wird man vielleicht sagen: Die Form der höchsten Zweckmäßigkeit ist immer schön. Ich gebe darauf zu bedenken: Die Natur ist doch sicher zweckmäßig und sie ist auch ganz schön. Dennoch entspricht sie niemals der sogenannten höchsten Zweckmäßigkeitsform, die der Menschenverstand sich erdenkt. Die Maschine hätte alles viel besser gemacht.

Wahrlich, meine Damen und Herren, welchen Triumph des Gefühls über die Maschine konnte Paula Becker-Modersohn feiern, als sie der Menschenwelt die Lehre gab, daß auch das vermeintlich Häßliche — das Alter, die Not, die Armut, das Formlose — schön sein kann. Verstand und Gefühl sind Attribute unserer organischen Natur. Kein klügelnder Geist wird der Mechanik einen dauernden Sieg über das Gefühl geben. Ein Volk aber, das die Lehre der Maschine zum Götzen über sich selbst erhebt, wird von der Hand der Allgewalt Natur geschlagen werden, bis es zusammensinkt.

In Bremen haben wir noch manche Überlieferungen, die sich nicht dem Maschinenwillen fügen wollen. Der Geist, der uns von den Eltern überkommen ist, zwingt immer wieder zur Handarbeit — sich selbst helfen, aus